

FLORIAN PURKARTHOFER

SEBASTIAN POLAK-ROTTMANN

„Reden ist Silber, Zuhören ist Gold“ Durchführung und Analyse qualitativer Interviews in Japan

Interviews zählen zu den am häufigsten durchgeführten qualitativen Methoden der empirischen Sozialforschung, finden aber auch in den Cultural Studies beispielsweise in Form von Expert*inneninterviews Anwendung. Auch wenn sich das Interview vor allem durch den Charakter eines Gesprächs kennzeichnet, geht es dabei nicht nur ums Reden. Vielmehr heißt es für die Forschenden, sich im Gespräch zurückzunehmen und dem Gegenüber interessiert zuzuhören: Man will ja schließlich auch den heiß ersehnten Erkenntnisgewinn erreichen. Doch Interview ist nicht gleich Interview, Österreich ist nicht gleich Japan und eine Untersuchung zu chronischen Krankheiten ist nicht mit einem informellen Gespräch über die Meinungen zu einer beliebigen Baseballmannschaft zu vergleichen (auch wenn sich Letzteres mitunter überraschend emotional und aufschlussreich gestalten kann). Dieses Kapitel stellt nach einer kurzen allgemeinen Einführung zum Interview als qualitative Methode einzelne Formen in prägnanter und leicht operationalisierbarer Weise vor. Dabei soll vor allem ein Eindruck über die an der Japanologie Wien praktizierten Herangehensweisen gegeben werden, wodurch auch kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden kann. Den Leser*innen dieses Beitrags soll so die Möglichkeit gegeben werden, für ihre eigenen Abschlussarbeiten die passende Weise der Interviewführung bzw. des Zuhörens wählen zu können und zentrale Nachschlagewerke kennenzulernen.

Ausgangslage: Soll ich überhaupt Interviews durchführen?

Nicht für jede Fragestellung passt die Methode des Erhebens verbaler Daten, genauso wenig wie statistische Verfahren immer zu einem erhöhten Erkenntnisgewinn führen. Da es sich bei einem Interview

in der Regel um die persönliche Sicht einer Person zu gewissen Themen handelt, sind die erhaltenen Aussagen auch nicht ohne Weiteres zu verallgemeinern. Die Methode des Interviews kann vieles, aber sie ist in den seltensten Fällen in der Lage, repräsentative Aussagen über eine Gesellschaft bzw. Japan generalisierend zu treffen. Die Stärke von Interviews liegt vielmehr in der prinzipiellen Möglichkeit – im Gegensatz zu Fragebögen – direkt mit einer Person im Detail über einen Sachverhalt zu sprechen und bei Bedarf nachhaken zu können.

Eignet sich meine Fragestellung für qualitative Interviews?

geeignet	ungeeignet
<p>例] Welche Meinungen zum japanischen Gesundheitssystem haben ältere Personen (65+) in Städten?</p> <p>Inwiefern wird der Konsum koreanischer Populärkultur in Japan von Fans mit der Außenpolitik Japans in Zusammenhang gebracht?</p> <p>Wie schätzt die Autorin Tawada Y. den Einfluss ihres Identitätsverständnisses auf ihre Literatur ein?</p> <p>Welche Probleme werden von den VeranstalterInnen der Olympischen und Paralympischen Spiele 2020 in Tōkyō identifiziert?</p>	<p>例] Wie viele Menschen sind in Japans Städten unzufrieden mit der medizinischen Versorgung und welche Rolle spielen dabei sozioökonomische Unterschiede? → quantitative Verfahren</p> <p>Welchen Einfluss hat Abes Politik auf den Umsatz koreanischer Populärkultur in Japan? → quantitative Verfahren (kann durch Interviews ergänzt werden)</p> <p>In welcher Weise lassen sich Elemente der fantastischen Literatur in Tawada Y.s Oeuvre finden? → Literaturanalyse</p> <p>Welche visuellen Strategien sind in der Berichterstattung und Werbung der Olympischen und Paralympischen Spiele 2020 in Tōkyō feststellbar? → Bildanalyse</p>

Bei Interviews geht es aber unter anderem auch um die „Erkundung von Handlungs- und Systemlogiken in sozialen Systemen, die Gründe für die Entwicklung spezifischer Handlungsweisen in einem sozialen Feld und die spezifischen Dynamiken der Strukturierung komplexer Sozialsysteme“ (Froschauer/Lueger 2003:7). Die deutsche Soziologin Christel Hopf sieht daher Interviews vor allem mit dem Ansatz

der *verstehenden Soziologie* verknüpft (Hopf 2017:350, → **Qualitatives Denken**): Es geht darum, Handlungen zu *verstehen* und deuten zu können, und dies ist besonders durch das Erfragen der dahinterliegenden Motivationen möglich. Andererseits wird qualitativen Methoden im Allgemeinen häufig die Fähigkeit attestiert, explorativ neue Ansätze zu ‚öffnen‘, um die dabei auftretenden Hypothesen oder Fragestellungen im Anschluss einer quantitativen Überprüfung zu unterziehen. Dies ist jedoch nicht als Beschränkung auf diese Aufgaben zu verstehen, sondern zeigt, dass qualitative Vorstudien oft erst den Weg für weitere Forschungsprojekte ebnen können. Ob es nun ratsam ist, eine Forschungsfrage mittels Interviews zu beantworten, hängt von der Absicht der Untersuchung ab. Wenn induktiv an den Forschungsgegenstand herantreten wird, d. h. wenn die Erkenntnisse aus dem durch die Gespräche mit den Interviewpartner*innen gewonnenen Material extrahiert werden sollen, so bieten Interviews durchaus eine gute Basis. Ergebnisoffen an die Forschung heranzugehen ist dabei das Um und Auf, weshalb typische Fragen qualitativer Forschung häufig auf Struktur, Ursachen, Prozesse, Konsequenzen, Strategien und andere komplexe Zusammenhänge abzielen (Flick 2016:138–139).

Die prinzipielle Offenheit qualitativer Forschung bedeutet aber nicht, dass die Gütekriterien qualitativer Forschung (→ **Qualitatives Denken**) ignoriert werden können. Damit also weder die Erhebung der Daten noch deren Interpretation beliebig wirkt, gibt es einige Spielregeln und weitere Methoden, mit denen die Nachvollziehbarkeit erhöht werden kann. Ein Beispiel für die einzelnen Arbeitsschritte einer Interviewstudie sind anschaulich unter Brinkmann und Kvale (2018) in ihren „seven stages of an interview inquiry“ nachzuvollziehen (Brinkmann/Kvale 2018: 40–41):

1. *thematizing*: Ziel der Forschung wird formuliert. Wie untersuche ich was und warum?
2. *designing*: Das generelle Design der Studie soll hier konzipiert werden. Dazu zählt auch, wer interviewt werden soll und welche ethischen Implikationen das mit sich bringt.
3. *interviewing*: Wie wird interviewt? Welcher Leitfaden wird verwendet?
4. *transcribing*: Verbale Daten werden verschriftlicht.
5. *analyzing*: Welche Art von Kategorisierung bzw. Analyse wird gewählt?

6. *verifying*: Inwiefern können auf Basis meiner Daten generalisierbare Aussagen getroffen werden? Erforscht meine Studie auch was sie vorgibt zu erforschen?
7. *reporting*: Die Ergebnisse werden nach den gängigen Regeln des wissenschaftlichen Arbeitens verschriftlicht.

Brinkmann und Kvale zeigen hier sehr deutlich, dass es wichtig ist, sich bereits vor der Durchführung der Interviews zu überlegen, wie die Studie im Ganzen aufgebaut werden soll. Planung ist daher auch bei ‚flexiblen‘ Methoden wie Interviews keineswegs zu vernachlässigen, wie der folgende Abschnitt im Detail weiter veranschaulicht.

Planungsphase und Sampling

Die Gestaltung der Planungsphase hängt sehr stark mit der Fragestellung und dem Forschungsinteresse zusammen. Bevor man mit dem Interviewen beginnt, empfiehlt es sich, zunächst einmal zu fragen, *wo man welche* Gruppen von Personen befragen möchte. Wenn das Ziel meiner Arbeit beispielsweise die Erforschung der Gründe für die Wahl eines Jobwechsels in die Landwirtschaft in Japan wäre, so wäre es ratsam, vor allem jene Personen zu befragen, die sich für solch eine berufliche Neuorientierung entschieden haben. Dennoch kann es sinnvoll sein, auch etwa mit Vertreter*innen der örtlichen landwirtschaftlichen Vereinigungen oder NPOs zu sprechen, die versuchen, Stadtbewohner*innen für die Landwirtschaft zu begeistern. Jedoch nicht alle Interviews sind letztendlich auch gleichermaßen relevant für die Analyse. Manche Interviews öffnen Türen zu Organisationen oder dem Feld allgemein (explorativ), andere geben Expert*innenwissen (Expert*inneninterviews) und wieder andere stellen sich vielleicht im Laufe der Forschungsarbeit als wenig ergiebig dar. Je nach Frage ist es auch wichtig, sich über die Personen Gedanken zu machen, die interviewt werden sollen: Möchte ich mich auf eine bestimmte Altersgruppe spezialisieren oder auf ein bestimmtes Geschlecht? Interessiert mich ein spezielles Gebiet oder gewisse soziale Gruppen? Die Gründe für eine Eingrenzung des Personenkreises sollten dabei aber eng mit der Forschungsfrage – als *bewusste* Entscheidung – abgestimmt werden.

— Wann soll ich aufhören? —

ボ
イ
ン
ト

Durch die Offenheit des qualitativen Forschungsprozesses ist es nicht immer leicht, abzuschätzen, wann man aufhören sollte, weitere Interviews durchzuführen. Grundsätzlich gilt, dass man weitermachen sollte bis man das Gefühl hat, dass sich die Erkenntnisse wiederholen. Wann diese Sättigung erreicht ist, hängt vom Forschungsinteresse ab. Daher empfiehlt es sich, immer zwischendurch die bereits durchgeführten Interviews zu transkribieren oder einer ersten Analyse zu unterziehen.

Für die Erstellung eines Samplings gibt es eine Vielzahl an Strategien. Wie viele und welche Personen letztendlich befragt werden, kann von Projekt zu Projekt stark variieren (vgl. für eine Diskussion zur Samplinggröße Cleary et al. 2014, für unterschiedliche Strategien Flick 2016:154–171). Das in quantitativen Verfahren häufig anzutreffende *random sampling* ist bei qualitativer Forschung jedoch kaum sinnvoll: Die Komplexität sozialer Beziehungen oder bestimmter Motivationen lässt sich besser durch eine tiefergehende Studie mit geringer Fallzahl verstehen (vgl. Marshall 1996). Ein häufig praktiziertes und ergebnisoffenes Samplingverfahren stellt das **theoretische Sampling** dar, welches von Strauss und Glaser im Zuge ihrer *grounded theory* ausgearbeitet wurde. Sie zeigen, dass man zunächst noch gar nicht die relevanten Konzepte wissen kann, die für die Beantwortung der Fragestellung essentiell sein könnten. So sehr man zuerst versucht, klar zu definieren, welche Personen man interviewt und welche Interviewpartner*innen womöglich nicht von Interesse sein werden, so sehr verändert der qualitative Forschungsprozess wiederum die Anforderungen:

Die für das theoretische Sampling, die Auswahl einer zu untersuchenden Gruppe [...], grundlegende Frage lautet: *Welchen* Gruppen oder Untergruppen wendet man sich zwecks Datenerhebung *nächstens* zu? Und mit *welcher* theoretischen *Absicht*? Kurz, wie wählt der Soziologe multiple Vergleichsgruppen aus? Die Möglichkeiten zu vergleichen sind im Prinzip unbegrenzt, und deshalb müssen die Gruppen nach theoretischen Kriterien ausgesucht werden. (Glaser/ Strauss 2010:63, Hervorhebung im Original)

Es wird deutlich, dass die qualitative Forschungsarbeit nicht vorab vollständig designt werden kann und es vielmehr darauf ankommt, flexibel auf mögliche Änderungen zu reagieren. Das theoretische Sampling zielt auf die Schaffung neuer Theorien ab und wird daher stets

durch Analyseprozesse unterbrochen. Für die Praxis bedeutet dies, dass durch theoretische Annahmen immer nur die nächste Gruppe an Personen Teil des Samples werden kann; Schritt für Schritt bringen die eigenen Analyseergebnisse die eigene Arbeit weiter und führen ebenso zu sich verändernden Zielgruppen. Was Glaser und Strauss über Vergleichsgruppen sagen, gilt gleichermaßen auch für die erste Gruppe des Samples: Das Rekrutieren der Interviewpartner*innen geschieht nach theoretischen Überlegungen und nicht – bei aller Wertschätzung gegenüber unvorhergesehenen Entwicklungen – per Zufall.

Gesprächssituation

Ist das erste Sampling abgeschlossen, kann mit der Durchführung der Interviews begonnen werden. Sofern der Zeitpunkt und der Ort im Vorhinein bekannt sind, können Vorkehrungen getroffen werden. Für eine korrekte Wiedergabe des Gesagten empfiehlt es sich, das Interview aufzunehmen. Dabei ist *unbedingt* das Einverständnis der Gesprächspartner*innen einzuholen. Außerdem muss klar erläutert werden, welche Art der Forschung durchgeführt wird – es versteht sich von selbst, dass Lügen strengstens untersagt ist. In der Regel genügt es bei Ansätzen, die in der Japanologie relevant sind, kurz die Fragestellung und warum die Person nun wichtig für die Forschung ist zu erläutern.

Bei ‚heiklen‘ Themen, deren Erwähnung das Interview beeinträchtigen könnte, kann eine alternative Formulierung des Forschungsinteresses sinnvoll sein. So gilt beispielsweise Politik in Japan als ein Thema, mit dem viele Menschen nichts zu tun haben möchten – das geht manchmal sogar so weit, dass Aktivist*innen behaupten, sie seien überhaupt nicht politisch (vgl. Holdgrün/Holthus 2016). Dem kann entgegengewirkt werden, indem man auf das Wort „Politik“ verzichtet und die verschiedenen für die Forschung wichtigen Aspekte hervorhebt: In diesem Beispielfall interessiert man sich dann für ziviles Engagement, lokale Problemlagen und Maßnahmen dagegen. Es soll aber erneut angemerkt werden, dass auch in solchen Fällen nicht gelogen werden darf. Ist keine Präzisierung der Forschungsfrage möglich, so muss, egal wie unangenehm, stets ehrlich die eigene Absicht klar angeführt werden.

Auch eignet sich nicht jeder Ort für jede Unterhaltung. Versetzen Sie sich in die Lage der Interviewten: Möchten Sie über Ihre Krankheiten vor Ihren Arbeitskolleg*innen sprechen? Möchten Sie potenzielle Schwierigkeiten in Ihrem Beziehungsleben vor den Augen Ihres Partners bzw. Ihrer Partnerin mit einer fremden Person besprechen? Selbstverständlich ist es oft ratsam, dem oder der Interviewpartner*in die Möglichkeit zu überlassen, selbst den Ort zu bestimmen. Besteht jedoch die Gefahr, dass das Gespräch dadurch erschwert wird (beispielsweise durch zu starke Lärmbelästigung), kann es auch sinnvoll sein, einen Gegenvorschlag vorzubringen. Dabei gilt es zudem, zu bedenken, in welchem Land man sich aufhält: So ist es in Japan üblich, dem oder der Gesprächspartner*in ein kleines Dankeschön zu übergeben – im Idealfall aus dem eigenen Herkunftsland. Gleichermaßen empfiehlt es sich nach Beenden des Interviews, insbesondere im japanischen Kontext, *so rasch wie möglich* eine Dankes-Email zu verfassen.

Das Interview ist ein Gespräch zweier oder mehrerer Menschen miteinander. In diesem Sinne sind Interviewpartner*innen auch zu behandeln: Sie führen kein Verhör und das Gegenüber hat das Recht, auch Ihnen Fragen zu stellen. Dabei ist es jedoch wichtig, nicht zu viel Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, denn letztendlich soll das Aufnahmegerät nicht voll von eigenen Geschichten sein. Freundlich auf Gegenfragen zu antworten und dann aber rechtzeitig elegant die Brücke zu den eigentlichen Forschungsfragen zu bauen, ist eine knifflige Angelegenheit, die sich jedoch stets bezahlt machen wird. Nach Abschluss des Interviews sollte man sich selbst auch noch ein paar Minuten der Ruhe einberechnen, um die erlebte Interviewsituation zu reflektieren und Besonderheiten zu notieren (Brinkmann/Kvale 2018:63).

Konzipierung des Leitfadens

Nicht jedes Interview benötigt die gleiche Vorbereitung. Je nach Typ werden Fragen unterschiedlich vorbereitet. Wenn Expert*innen befragt werden sollen, so sollte neben klar ausformulierten Fragen oder Themenbereichen auch das nötige Wissen nicht fehlen, um über Detailspekte zu diskutieren. Wird ein Interview mit einem oder einer Vertreter*in einer Security-Firma durchgeführt, so ist es unerlässlich,

die generellen Trends der öffentlichen Sicherheit des Landes sowie die Geschichte der Firmen im Groben zu kennen. Seit wann gibt es diese Firmen? Seit wann spielen sie eine Rolle in der Gesellschaft des untersuchten Landes? Mit welchen Problemen haben sie zu kämpfen? Wo werden sie vorwiegend eingesetzt? Natürlich kann nicht alles im Vorhinein gewusst werden – sonst wäre das Interview ja auch nicht notwendig – aber ohne eine gewisse Wissensbasis kann nicht auf annähernd gleichem Niveau diskutiert werden. Zumindest die zentralen Fachtermini sind daher ein Muss.

Bei Leitfadeninterviews mit einem gewissen Grad an Strukturierung werden zentrale Fragen gesammelt und gegebenenfalls Unterfragen generiert. Diese Struktur wird sich allerdings in vielen Gesprächssituationen als zu starr herausstellen. Nur weil man eine bestimmte Reihenfolge der Fragen konzipiert hat, bedeutet dies nicht automatisch, dass man auch ‚Sklav*in‘ dieser eigenen Ideen sein muss. Den Mut zu haben, eine Frage zu überspringen, wenn sich das Gespräch gerade in eine bestimmte Richtung entwickelt hat, oder ein Thema abzukürzen, wenn man das Gefühl hat, dass das Gegenüber nichts mehr dazu zu sagen hat, ist ein nicht zu unterschätzender Bestandteil qualitativer Forschung. Darüber hinaus werden derartige Interviews häufig nicht mit Expert*innen durchgeführt und das bedeutet, dass es problematisch sein kann, zu sehr die Perspektive eines oder einer Forschenden ‚heraushängen‘ zu lassen. Dies könnte zu einer zusätzlichen Distanz gegenüber der befragten Person oder sogar zu einem zunehmend ablehnenden Verhalten führen, weshalb sich Wissenschaftssprache in den meisten Fällen nicht für ein Interview eignet. Fragen sollten daher kurz und leicht verständlich und in einer für den oder die Interviewten natürlichen Sprache gehalten sein (Hermanns 2017:368). Selbst bei besonders offen gehaltenen Interviews kann es sinnvoll sein, vorab zumindest das eigene Interesse und ein paar Fragen zu formulieren. In der Regel ist der Verlauf eines Gesprächs nicht vorherzusehen und damit man nicht völlig ratlos mit einer unerwarteten Situation konfrontiert wird, ist eine gründliche Vorbereitung zu empfehlen. Ein weiterer hilfreicher Schritt beinhaltet das Abhalten von Testinterviews, um abschätzen zu können, ob die Fragen auch wirklich die gewünschten Ergebnisse bringen und ob das Interview noch in einem zumutbaren Rahmen durchgeführt werden kann (max. 1,5 Stunden).

Pluralität qualitativer Interviews

Zu Beginn des vorangegangenen Kapitels wurde auf die Vielzahl der Formen von Interviews hingewiesen. Im Folgenden sollen die wesentlichen Interviewarten im Detail vorgestellt und auf ihre Stärken eingegangen werden. Ein großer Vorteil des Interviews als wissenschaftliche Methode ist dessen Anpassungsfähigkeit und Adaptierbarkeit, welche sich auch durch eine Vielzahl an bereits kanonisierten Interviewvarianten ausdrückt (vgl. Flick 2016; Lamnek und Krell 2016). Diese Vielfalt an Interviewformen erfordert aber auch eine eingehende Reflexion über das Erkenntnisinteresse, die Fragestellung und den perspektivischen Standpunkt sowie die Grundannahmen und Paradigmen der Forschenden selbst (Morse 2012:195). Je nach methodologischer Prämisse (d.h. gewünschter Offenheit, Kommunikationsform, Flexibilität und Festlegung auf Konzept und Hypothese vor Beginn der Datengewinnung) bieten sich unterschiedliche Interviewformen an. Auf einer Skala der Offenheit und Flexibilität dargestellt, ergibt sich folgende Ordnung ausgewählter Interviewformen:

Tab. 1: Ausgewählte Methoden nach Grad der Offenheit und Flexibilität

	rezeptives Interview	narratives Interview	episodisches Interview	problemzentriertes Interview	Tiefen- oder Intensivinterview	fokussiertes Interview	
teilnehmende Beobachtung	Qualitative Interviewformen						Quantitative Interviewformen
offen	< Grad der Offenheit und Flexibilität >						geschlossen

Das rezeptive Interview ist fast noch eine Übergangsform zur Teilnehmenden Beobachtung (→ **Ethnographie und Teilnehmende Beobachtung**) bzw. kann sich daraus ergeben, da es sich um aktives Zuhören in Alltagssituationen handelt (vgl. Kleining 1995). Das fokussierte Interview ist hingegen schon durch ein großes Vorwissen, theoretische

Verortung und ausformulierte Hypothesen gekennzeichnet, die den Grad der Freiheit der möglichen Antworten limitieren. Man könnte also auch sagen, dass bei den offeneren Interviewmethoden das Zuhören im Vordergrund steht, während bei den strukturierteren das Fragen das Gespräch leitet.

rezeptives Interview

Das rezeptive Interview (erstmalig von dem deutschen Soziologen Gerhard Kleining in den 1980ern formuliert) ist in seiner Anlage eine recht außergewöhnliche Form des Interviews, da sie (idealerweise) zur Gänze aus Zuhören besteht und die Interviewer*innen in eine recht passive Rolle bringt. Das spontan (oder seltener provozierte) rezeptive Interview ist dabei an alltägliche Kommunikation angelehnt und nutzt die natürlichen Kommunikationsasymmetrien einer Gesellschaft aus, indem die Interviewer*innen als (willkommene) Zuhörer*innen auftreten. Die befragtenzentrierte Ausrichtung dieser explorativen Methode eignet sich vor allem für Forschungsobjekte, welche die Lebenswelt der Informant*innen und daran angrenzende Themen behandeln.

Im rezeptiven Interview mag der Forscher durchaus Vorstellungen haben, die seinen Blick auf bestimmte Phänomene richten, doch sind diese mit einem allgemeinen Vorverständnis und nicht mit theoretischen Hypothesen zu umschreiben. Da sich der Forscher als interviewender Beobachter und beobachtender Interviewer aber zurückhält und keine antwortproduzierenden Fragen stellt, ist diese Form des Interviews die offenste und am wenigsten prädeteminierende Form aller qualitativen Interviews. (Lamnek/Krell 2016:361)

Im Rahmen des explorativen Prozesses des Interviews muss aber natürlich durch positive und ermunternde Reaktionen, Gesten und Mimik kommuniziert werden, dass die Unterhaltung erwünscht ist. Ansonsten kann es leicht passieren, dass die Kommunikation recht schnell wieder endet. Das Ideal des ‚reinen Zuhörens‘ ist aber natürlich auch nur insofern möglich, als es ethisch gerechtfertigt ist bzw. der sozialen Norm entspricht. So müssen und sollen die Interviewer*innen sich durchaus (in geringem Umfang) an der Unterhaltung beteiligen, es aber unterlassen, gezielt Fragen zu stellen. Auch ist es angebracht, am Ende des Zuhörens oder auf Nachfrage die eigene Rolle als Forscher*in

sowie das Forschungsvorhaben transparent offen zu legen und ehrlich und verantwortlich mit seinen Gesprächspartner*innen umzugehen. Oft ergibt sich aus einem rezeptiven Interview ja auch ein erster Kontakt, der zu einem späteren Zeitpunkt zu einer strukturierteren Form des Interviews (mit derselben Person) führt.

Ein praktisches Beispiel für die Anwendbarkeit rezeptiver Interviews sind Alltags-Situationen, in welchen Menschen gerne kommunizieren bzw. ihre Ideen, Gefühle oder Eindrücke verbalisieren. Interessiert man sich zum Beispiel dafür, wie rauchende, flanierende oder herumstreifende Personen einen gewissen Stadtteil erleben, bzw. welche Gedanken sie sich machen, während sie vor Ort sind, so lässt sich dies mittels rezeptiven Interviews und ausreichend Zeit und Geduld bewerkstelligen. Dass es anfänglich ein wenig Überwindung braucht, Stunden an einem Ort zu verbringen und einfach freundlich und offen darauf zu warten, angesprochen zu werden, ist nicht außergewöhnlich. Es ist jedoch verblüffend, wie gerne und viel zufällig angetroffene Menschen erzählen wollen, wenn man ihnen nur die Möglichkeit bietet.

Zuhören im öffentlichen Raum

例 Der etwa seit 2012 in Kōenji (einem Stadtteil im Westen Tōkyōs) anzutreffende *muryō rojō guchi kikiya* 無料路上愚痴聞き屋 [Gratis-Beschwerden-Anhör-Straßenladen] ist ein Beispiel für eine nun schon institutionalisierte Form des rezeptiven Interviews. Die (meist gelb gekleidete) Person sitzt vor den geschlossenen Rollläden eines Geschäftslokals in den Arkaden rund um die Bahnstation Kōenji und hört Menschen zu. Aus Prinzip werden keine Antworten oder Ratschläge erteilt, sondern es wird zugehört – nur zugehört. Nun mag man dieses ‚Angebot‘ etwas sonderbar finden, doch bilden sich oft lange Schlangen wartender Personen vor den *kikiya*.

narratives Interview

Das narrative Interview erfreut sich großer Beliebtheit in der qualitativen Sozialforschung und ist vor allem in der Biographieforschung eine zentrale Methode (vgl. Rosenthal 2002). Grundsätzlich besteht auch das narrative Interview für die Forscher*innen vor allem aus Zuhören, aber durch eine Einstiegsfrage und durch Nachfragen im weiteren Verlauf des Interviews haben die Forscher*innen die Möglichkeit, gezielter Informationen zu erlangen. Grundsätzlich gliedert sich das narrative Interview in fünf Phasen (Lamnek/Krell 2016:339–340):

Phasen des narrativen Interviews

手法

1. Erklärungsphase (*briefing*): Der befragten Person wird das Interview, die technischen und ethischen Modalitäten (Aufnahme, Anonymität, ...) als auch der Ablauf erklärt.
2. Einleitungsphase: Eine Einstiegsfrage wird gestellt, die möglichst offen sein soll, um eine Erzählung in Gang zu bringen. Im Fall von biographisch-narrativen Interviews lautet diese häufig „Ich bitte Sie nun, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen!“
3. Erzählphase: die befragte Person erzählt; Pausen und Schweigen ist erlaubt und soll nicht als Ende der Erzählung interpretiert werden. Erst wenn der oder die Informant*in die Erzählung für beendet erklärt, ist diese Phase beendet.
4. Nachfragephase: Falls notwendig, kann der oder die Forscher*in hier nachfragen, um Unstimmigkeiten, Lücken oder einzelne Aspekte zu klären.
5. Bilanzierungsphase: Diese (optionale) Phase ermöglicht es, nach den Beweggründen für das Erzählte zu fragen sowie gemeinsam mit der befragten Person einzelne Aspekte zu interpretieren oder auch eine Art Gesamtbilanz (den Sinn des Erzählten) zu erörtern.

Narrative Interviews dauern oft mehrere Stunden und erfordern eine gute Planung bezüglich Ort (geeignete Atmosphäre, Privatsphäre und mehrstündige Aufenthaltsmöglichkeit), Zeit (keine anderen Termine mehr) und Aufnahmegerät (Ersatzbatterien!). Auch mehrmalige Treffen sind teilweise nötig bzw. sinnvoll.

Eine wichtige theoretische Überlegung zum Narrativen ist, dass Erlebtes, Erinnerungtes und Erzähltes nicht identisch sind, sondern dass Erzählungen retrospektive Interpretationen sind.

Erzählungen über die Vergangenheit sind an die Gegenwart des Erzählens gebunden. Die gegenwärtige Lebenssituation bestimmt den Rückblick auf die Vergangenheit bzw. schafft eine jeweils spezifische Vergangenheit. (Rosenthal 2002:136)

Für die Auswertung und Analyse des Interviews ist es daher auch relevant, die jetzige Lebenssituation der befragten Person zu reflektieren. Da der Interviewstil im Wesentlichen den Erzähler*innen überlässt, was genau und wie detailliert etwas geschildert wird, sind auch die Auslassungen, Sprünge und narrativen Variationen sinntragende Elemente des Interviews.

Ein erfolgreiches Anwendungsbeispiel für narrative Interviews ist die Dissertation der Wiener Japanologin Brigitte Steger mit dem Titel (*Keine Zeit zum Schlafen?* (2004). Am Anfang des Methodenkapitels (Steger 2004:23–26) schildert sie recht verständlich ihre Herangehensweise, die aufgetretenen Probleme im Umgang mit den vielfältigen Daten sowie die Analyse. Ein weiteres konkretes Beispiel ist *Heirat in Japan* (2016) von der Düsseldorfer Japanologin Nora Kottmann, welche sich mit dem Wandel von Beziehungswelten beschäftigt. In ihrem Kapitel zur Methode und Analyse beschreibt sie die Verwendung von narrativen Interviews in Japan und auch die notwendigen Modifikationen, die die praktische Forschungssituation erforderten (Kottmann 2016:100–105).

episodisches Interview

Der logische nächste Schritt nach rezeptivem und narrativem Interview ist das episodische Interview, bei welchem die Forscher*innen die befragten Personen erzählen lassen, aber auch zielgerichtet Fragen (anhand eines Leitfadens) stellen. Ziel der Befragung kann auf persönlichen Erfahrungen basiertes episodisches Wissen, aber auch daraus abgeleitetes semantisches Wissen (also Wissen über Fakten) sein. Die Gesprächssituation ist bei dieser Interviewform überaus natürlich bzw. alltagsnah und lässt mannigfaltige Variationen zu.

Das episodische Interview ist weniger offen als das narrative Interview, weil ihm neben der freien Erzählung durch den Befragten ein Befragungsschema zugrunde liegt. Dadurch ist eine mäßige Prädetermination durch den Forscher gegeben. (Lamnek/Krell 2016:361)

Ein großer Teil aller sozialwissenschaftlichen qualitativen Interviews kann als eine Form des episodischen Interviews verstanden werden, da es einen guten Kompromiss zwischen zielgerichtetem Forschen (Themeneinschränkung) auf der einen Seite und größtmöglicher Offenheit bezüglich der Antworten und Aussagen der befragten Person andererseits gewährleistet. Die einzelnen Arbeitsschritte entsprechen dem Schema des narrativen Interviews, wobei Schritt zwei bis vier für jede Episode (jede narrative oder thematische Einheit) wiederholt wird.

problemzentriertes Interview

Im Gegensatz zum narrativen und episodischen Interview ist die „Orientierung an einer gesellschaftlich relevanten Problemstellung“ (vgl. Witzel 2000#2) ein bestimmender Faktor der (dennoch zum Erzählen anregenden) Befragung. Der signifikante Unterschied zu den obigen Interviewformen besteht also darin, dass die Forscher*innen schon mit einem theoretischen Konzept und einem breiten Vorverständnis ins Feld gehen, dieses aber gemäß dem prozessualen Paradigma qualitativer Forschung im Verlauf des Interviews und seiner Auswertung prüft, modifiziert, und weiterentwickelt (Lamnek/Krell 2016:361).

Ein standardtypischer Aufbau eines problemzentrierten Interviews könnte wie folgt aussehen (vgl. Witzel 2000:#4 bzw. Lamnek/Krell 2016:346):

- Aufbau eines problemzentrierten Interviews —————
- 手法
1. Einleitung: Gesprächsverlauf und Problembereich werden erklärt und festgelegt, die befragte Person über Anonymisierung und Datenschutz aufgeklärt, die theoretischen Vorannahmen werden jedoch NICHT expliziert um die Befragten nicht zu beeinflussen.
 2. Allgemeine Sondierung: Die Befragten sollen zum gewählten Problem erzählen
 3. Spezifische Sondierung: In dieser Phase sollen die Forschenden ihr Verständnis verbalisieren und im Gespräch mit den Informant*innen ihre Deutungen kontrollieren und modifizieren. Dafür können die folgenden Gesprächsstrategien (a-c) genutzt werden:
 - a) Zurückspiegelung: Paraphrasierung der gemachten Äußerungen, um die Informant*innen die Möglichkeit zu geben, Missverständenes zu korrigieren und Interpretationen zu diskutieren.
 - b) Verständnisfragen: Das aktive Formulieren von Verständnisfragen kann erhellend wirken, indem es die Befragten zur Interpretation der eigenen Erzählung motiviert.
 - c) Konfrontation: Durch eine sensible Thematisierung von Widersprüchen oder die Formulierung von konträren Aussagen können Thematiken diskutiert und präzisiert werden, wenngleich ein ‚zu viel an Konfrontation‘ auch immer die Gefahr eines Interviewabbruchs oder einer Gesprächsverweigerung mit sich bringt.
 4. Direkte Fragen: Dem Problem zugeordnete, aber nicht im Verlauf der Narration tangierte Themen können am Ende des Gespräches auch noch direkt als Fragen formuliert gestellt werden.
- Kurzfragebogen: Ganz am Anfang oder Ende des Gespräches ist es auch möglich (und manchmal ratsam bis notwendig), mittels standardisiertem Kurzfragebogen demographische und quantitative Daten zur Person zur erfassen.

Tiefen- oder Intensivinterview

Durch alltägliche Fragen wird im Tiefeninterview versucht Bedeutungsstrukturen zu erkennen, die der befragten Person möglicherweise selbst nicht bewusst sind. Theoretische Basis ist oft die Psychoanalyse, wenngleich dies nicht zwingend der Fall ist. „Durch die dezidierten theoretischen Vorstellungen des Forschers wird das Prinzip der Offenheit nicht mehr eingehalten“ (Lamnek/Krell 2016:352), da die Interpretation der Aussagen durch die Forschenden kontextualisiert wird. Im Gegensatz zu den in den meisten anderen Interviewformen verfolgte interpretativ verstehende Ausrichtung, bei welcher man versucht die Sinnstrukturen und Bedeutungsgebung im Sinne der Informant*innen nachzuvollziehen, liegt hier hingegen die Deutungshoheit bei den Interviewer*innen, die gerade an jenen unbewussten Strukturen interessiert sind, die die interviewten Personen selbst nicht artikulieren können. In der gegenwärtigen japanologischen Forschung ist das Tiefeninterview weniger üblich, da kulturpsychologische Ansätze gerade nicht im Forschungstrend liegen und durch ihre Involviertheit in den *nihonjinron*-Diskurs diskreditiert wurden.

fokussiertes Interview

Diese schon in den 1940er Jahren zur Erforschung der Wirkung von Propaganda entwickelte Methode (vgl. Merton/Kendall 1956) ist immer noch anwendbar, geht aber von einem recht speziellen Setting aus, welches sich nur für bestimmte Forschungsfragen eignet. Darüber hinaus ist ihre Zielsetzung eher das Falsifizieren von Hypothesen als die Generierung neuer Ansätze.

Der Ausgangspunkt dieses Interviews ist das alltagsweltliche (also nicht experimentelle) Erleben einer spezifischen Situation. Man stelle sich zum Beispiel vor, die interviewte Person ist den Durchsagen auf einem japanischen Bahnhof ausgesetzt. Der oder die Interviewer*in kennt diese spezifische Ausgangssituation ebenfalls und erstellt (auch anhand von Beobachtung der Feldsituation) einen Leitfaden sowie (deduktive) Hypothesen. Im Rahmen des fokussierten Interviews, also des Gesprächs mit der Person, versucht der oder die Forschende die subjektiven Erfahrungen der Befragten (in der Feldsituation) in Erfahrung zu bringen und diese in der Auswertung mit den zuvor formulierten Hypothesen zu kontrastieren (Lamnek/Krell 2016:349–351). Im Fall unseres Beispiels, der Lautsprecherdurchsagen am Bahnsteig, ist

der Inhalt des Gesprächs also die Erfahrung bzw. Wahrnehmung der Durchsagen. Was wurde wahrgenommen, woran kann man sich erinnern, und wie wurde die Situation empfunden? Je nach Erkenntnisinteresse (Hypothese) ist es sinnvoll, durch gezieltes Fragen nachzuboheren. Vermutet man zum Beispiel einen Zusammenhang zwischen dem Gender der Durchsagestimme und der Aufmerksamkeit der Fahrgäste (vgl. Edworthy et. al. 2003), so ist es angebracht, in diese Richtung nachzufragen, um die individuelle Wahrnehmung zu genau diesem Bereich im Interview auch hinreichend abzubilden.

Wichtig ist dabei, sich immer wieder selbst dazu anzuhalten, die interviewte Person nicht zu beeinflussen und keinesfalls die eigenen Hypothesen als ‚Erklärungsmuster‘ anzubieten. Es empfiehlt sich auch, nach Spezifizierungen und tiefergehenden Eindrücken zu fragen und nicht auf der Ebene der Schilderung der Situation zu bleiben, sondern zur Explikation anzuregen.

Vertiefende Literatur zu einzelnen Interviewformen

- 文 Flick, Uwe
2016 *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*, 7. Auflage. Hamburg: Rowohlt [1995].
- Kleining, Gerhard
1994 *Qualitativ-heuristische Sozialforschung: Schriften zur Theorie und Praxis*. Hamburg: Rolf Fechner, 123–147.
- van Koolwijk, Jürgen und Maria Wieken-Mayser (Hg.)
1974 *Techniken der empirischen Sozialforschung Bd. 4: Erhebungsmethoden: Die Befragung*. München und Wien: Oldenbourg.
- Merton, Robert K. und Patricia Kendall
1956 *The focussed interview*. Glencoe: Free Press.
- Rosenthal, Gabriele
2002 „Biographische Forschung“, Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*. Bern: Huber, 133–147.
- Schütze, Fritz
1977 *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen (MS)*. Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien.
- Witzel, Andreas
2000 „Das problemzentrierte Interview“, *Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research* 1/1. DOI: <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-1.1.1132>.
- Lamnek, Siegfried und Claudia Krell
2016 *Qualitative Sozialforschung: Mit Online-Material*. Weinheim und Basel: Beltz, 313–383.

Die Liste der Interviewformen könnte noch lange fortgesetzt werden, doch haben obige Beispiele hoffentlich veranschaulicht, dass es sehr viele Varianten gibt, deren Auswahl sich vor allem nach der Fragestellung und dem Erkenntnissinteresse richten sollte. Als kleine Hilfestellung dient die folgende Tabelle, welche versucht, die wichtigsten Aspekte übersichtlich zusammenzufassen und so die Wahl der adäquaten Interviewform zu erleichtern. Darüber hinaus empfiehlt es sich, die Methodenkapitel der bereits bestehenden japanologischen Studien (zum Beispiel die erwähnten Steger 2004 und Kottmann 2016) interessiert zu lesen, um durch konkrete Anwendungsbeispiele die möglicherweise notwendigen Adaptionen kennen zu lernen.

Tab. 2: Qualitative Interviewformen und deren Prämissen (nach Lamnek und Krell 2016:362)

Prämissen	rezeptives	narratives	episodisches	problemzentriertes	Tiefen- oder Intensiv-	fokussiertes
Offenheit	völlig	völlig	weitgehend	weitgehend	kaum	kaum
Flexibilität	hoch	hoch	relativ hoch	relativ hoch	relativ hoch	relativ gering
Kommunikation	erzählend / beobachtend	erzählend	erzählend / fragend	zielorientiert fragend	fragend / erzählend	Leitfaden
Perspektive der Befragten	absolut	gegeben	gegeben	gegeben	bedingt	bedingt
Theoretische Voraussetzungen	nur Vorverständnis	relativ ohne Konzept	Konzept vorhanden	Konzept vorhanden	Konzept vorhanden	weitgehendes Konzept
Hypothesen	Generierung	Generierung	Generierung / Prüfung	Generierung / Prüfung	Prüfung / seltener Generierung	Prüfung / seltener Generierung

Zuhören als Kulturtechnik

In jedem Fall ist es notwendig, als Interviewer*in das aktive Zuhören zu lernen und zu praktizieren. Schwierig ist an der aktiven Anwendung dieser Technik der perzeptiven Rückkopplung (engl. *back-channeling*), dass diese im eigenen Alltag meist unbewusst stattfindet und kultur-, schicht- sowie gender-spezifisch stark unterschiedlich sein kann.

aizuchi • 相槌

用語 Übersetzt als „eingeschobene akustische oder gestische Rückmeldung des Hörers an den Sprecher“ (*wadoku 2019*) klingt diese Praktik recht technisch, wenngleich sie doch ganz alltäglich ist und nicht nur in Japan angewandt wird.

Während Nicken, Blickkontakt und konzentriertes Zuhören bei redefreudigen Gesprächspartner*innen und leichten Themen oft schon ausreichen, ist es bei schwierigen Themen oder emotional involvierten Sprecher*innen oft notwendig, noch aktiver zuzuhören (vgl. „stimulierendes Zuhören“ bei Lamnek/Krell 2016:354). Dies kann dann das Wiederholen einzelner Wörter oder Satzteile sein, aber auch so weit gehen, dass man eigene Gedanken teilt, um der Gesprächspartner*in eine Sprech-Pause einzuräumen, aber eigentlich eine diskursive Brücke zum Weitererzählen baut. Kurz gesagt: Zuhören ist keine passive, sondern eine aktive Tätigkeit.

Es empfiehlt sich, durch intensive Beobachtung die üblichen Formen des Zuhörens eines spezifischen Feldes zu studieren und deren Anwendung schon vor den ersten Interviews zu erproben. Die Interview-situation (örtlich, sozialräumlich, zeitlich) ist dabei von großer Bedeutung.

Spricht man mit jungen männlichen Studenten am Campus einer japanischen Universität, so kann man als *aizuchi* der Kommilitonen oft Wörter wie „yabē“ (cool, arg), „ā sō sō“ (ja, genau) oder andere umgangssprachliche Ausdrücke hören. Im Gegensatz dazu ist bei Telefoninterviews das leise gehauchte „hai“ (im Sinne von: ich habe verstanden / ich höre zu) in schneller Wiederholung eine recht übliche Praxis. Diese beiden ‚japanischen Formen‘ des Zuhörens zu verwechseln ist nicht ratsam, sondern wäre wohl recht gut geeignet, um dem Interview ein jähes Ende zu setzen.

weiterführende Literatur zum Zuhören

- 文 Talmage, John B.
2012 „Listening to, and for, the research interview“, Jaber F. Gubrium (Hg.): *The SAGE handbook of interview research: The complexity of the craft*. Thousand Oaks, Calif.: SAGE Publications, 295–305.

Perspektiven, Expert*innen und Ambivalenzen

Eine weitere Form der Kategorisierung wäre nach den Spezifika der Befragten durchzuführen, zum Beispiel anhand ihrer Anzahl oder fachlichen Qualifikation, aber auch in Bezug auf die Repräsentativität bzw. Zufälligkeit der Gruppe. Auf der Achse der ‚Involviertheit‘ der Befragten lässt sich eine Bandbreite von zufällig (auf der Straße) angetroffenen Personen (*random sample*), über Anwohner*innen (schwache Repräsentativität), Personen, die gewissen Kriterien entsprechen (starke Repräsentativität), betroffene und persönlich involvierte Personen (Wissen/Erfahrung über Durchschnittsniveau) bis zu Expert*innen (professionelle Beschäftigung mit einem Thema, überdurchschnittliches Wissen) abdecken. Wichtig hierbei ist – um die richtigen Gesprächspartner*innen zu befragen – vor der Wahl der Interviewform zu ergründen, welche Perspektive man bekommen möchte. Expert*innen müssen nicht Wissenschaftler*innen oder Menschen mit hohem formalem Bildungsabschluss sein, sondern sind Personen, die in einem Spezialbereich über Expert*innenwissen verfügen. Interviewt man zum Beispiel Ingenieur*innen einer Baufirma zu einem Bahnbauprojekt, so sind deren Aussagen zu Konstruktion, Statik und Baumanagement als Expert*innenaussagen zu werten, ihre Aussagen die japanische Jugendkultur in einem bestimmten Stadtviertel an den Bahngleisen betreffend jedoch Aussagen einer ‚Zufallssample-Person‘. Anders formuliert, ein*e Informant*in ist, so wie alle Menschen, immer Expert*in und Lai*in in Personalunion, und nur das Fachgebiet und die konkrete Frage entscheiden, ob es sich nun um eine Aussage in der Rolle als Ersteres oder Letzteres handelt.

Interviews erlauben auch das Befragen mehrerer Personen, was durch Gruppendynamische Effekte und der Förderung einer diskursiven Gesprächssituation zur effizienteren Datengewinnung beitragen kann. Einzelinterviews eignen sich ausgezeichnet, um narrative, persönliche und vor allem auch gesellschaftlich stigmatisierte oder tabuisierte Themen zu besprechen und der Einzelperspektive volle Aufmerksamkeit zu schenken. Paar-, Familien- und Peer-Gruppeninterviews sind im Bereich der Milieustudien, den gemeinsamen Alltags- und Lebensraum betreffend, sinnvoll und produktiv. Die Machtkonstellation unter den Befragten, deren soziopsychologischen Abhängigkeitsverhältnisse als auch die soziculturellen Werte und Normen sind in solch einem Setting aber mit besonderer Aufmerksamkeit zu be-

obachten und bei der Auswertung der Interviews miteinzubeziehen. Wird die Zahl der Befragten noch größer und wird deren interne Zusammensetzung von den Forscher*innen bestimmt, so spricht man von Fokusgruppen-Interviews.

— *zadankai* • 座談会 —

用語 *Zadankai* bezeichnet ein Gespräch oder eine Diskussion von Personen, die zu einem bestimmten Thema konversieren. Oft ist diese Form des Wissens-, Gedankens- und Meinungsaustausches, welche verschriftlicht auch in der wissenschaftlichen Literatur auftaucht, eine Mischform aus Expert*inneninterviews und Fokusgruppe. Im besten Fall ergibt sich eine hochwertige Fachdiskussion die für die Leser*innen bzw. Interviewer*innen erhellend ist, im schlechtesten Fall ist es ein Aneinander-Vorbeireden und ein Abdriften in Anekdoten und Marginalien. Während in japanischen Fachzeitschriften und Büchern *zadankai* oft ungekürzt abgedruckt werden und die Interpretation und Analyse den Leser*innen überlassen wird, ist bei universitären Forschungsarbeiten dieser Schritt von den Wissenschaftler*innen zu übernehmen.

Transkription, Codierung und Analyse

Anders als bei der teilnehmenden Beobachtung (→ **Ethnographie und Teilnehmende Beobachtung**), wo zahlreiche Feldnotizen einen wesentlichen Bestandteil der Dokumentation der Forschungsarbeit ausmachen können, dienen aufgenommene Audiodateien als Gedächtnisstützen bei Projekten, die vorwiegend mit qualitativen Interviews arbeiten. Diese Dateien müssen – sofern sie für die Arbeit von Relevanz sind – verschriftlicht, also transkribiert werden. Dieser Prozess dauert um ein Vielfaches länger als das eigentliche Interview und kann durch Fremdsprachen deutlich mehr Aufwand erfordern als geplant. Techniken zur Transkription raten zu unterschiedlichen Vorgehensweisen: So gibt es die Möglichkeit, Dialekt so gut wie möglich zu übernehmen, Seufzer, Lachen, Husten und andere Geräusche zu kommentieren, jede Sekunde einer Pause zu notieren oder Versprecher gnadenlos anzumerken. Der Sozialforscher Uwe Flick hat nicht unrecht, wenn er anmerkt, dass „die Formulierung von Transkriptionsregeln häufig zu einem Fetischismus, der in keinem begründbaren Verhältnis mehr zu Fragestellung und Ertrag der Forschung steht, verleitet“ (Flick 2016:379). Wichtig ist, dass eine einheitliche, möglichst dem Original nahekommende Vor-

gehensweise gewählt wird. Außerdem sollte stets bedacht werden, dass die vorliegenden Transkripte *persönliche Daten* sind, mit denen vertrauensvoll umgegangen werden muss. Ohne die Erlaubnis der Interviewpartner*innen dürfen diese Daten anderen Personen nicht gezeigt werden.

Generell können vier unterschiedliche Zugänge zur Transkription unterschieden werden, wobei die letzten beiden für die heutige Wissenschaftspraxis von Bedeutung sind (Kuckartz 2010:39):

1. Gedächtnisbasierte Auswertung auf der Basis des eigenen Gedächtnisses und der während des Interviews erstellten stichwortartigen Notizen
2. Protokollbasierte Analyse auf Basis eines schriftlichen summierenden Protokolls, das unmittelbar nach dem Interview erstellt wird
3. Bandbasierte Analyse mit einem abgekürzten Transkript, das nur einen Teil des Originaltextes enthält und ansonsten den Inhalt des Bandes paraphrasiert
4. Transkriptbasierte Analyse mit einer vollständigen Transkription, wobei der Genauigkeitsgrad der Transkription variieren kann

Für das Erstellen der Textdatei gibt es spezielle Transkriptionsprogramme, die die Tätigkeit deutlich erleichtern können. Eine leicht zu bedienende Variante stellt die Software *f4* dar, die es erlaubt, in einfachen Schritten die Tonspur während des Tippens zu unterbrechen. Das dabei entstandene Transkript ist zudem gut kompatibel mit *MAXQDA*, einer Software, die Codierungsverfahren unterstützt. Zusätzlich zur Verschriftlichung des Gesprächs ist es empfehlenswert, bereits während des Interviews Notizen anzufertigen bzw. direkt danach die Eindrücke festzuhalten. Kommunikation geschieht nicht nur mit Worten; bestimmte Ausdrücke, die nicht auf dem Tonband zu vernehmen sind – wie beispielsweise charakteristisches Gestikulieren oder ein besonders finsterer Blick – sollten daher nach dem Gespräch unbedingt vermerkt werden, denn sonst fehlt mitunter eine wichtige Facette des Interviews.

Der nächste Schritt ist die Analyse des Materials. Hier gilt es, anzumerken, dass es nicht *die eine* korrekte Herangehensweise gibt, sondern dass sich in der qualitativen Forschung mittlerweile einige

Ansätze etabliert haben, die im Wesentlichen folgende Punkte gemein haben (Roulston 2014:301):

- Datenreduktion
- Datenreorganisation
- Datenrepräsentation

Die Datenreduktion ist insofern notwendig, da bereits bei einem einzigen transkribierten Interview mehrere Seiten Text vorliegen und diese daher in reiner Form nicht präsentiert werden können. Je nach Forschungsfrage und theoretischem Hintergrund muss daher eine Strategie gewählt werden, die das Material sinnvoll zu kürzen vermag. So können einige Passagen, die für das Forschungsinteresse irrelevant sind, gestrichen werden und bei längeren Absätzen zur Orientierung zusammenfassende Paraphrasen gebraucht werden, um Ordnung ins Chaos zu bringen.

Wie objektiv sind meine Daten? _____

注意

Die durch qualitative Interviews erhobenen Aufzeichnungen sind nicht zu verwechseln mit repräsentativen statistisch verwertbaren Daten. Welche Codes an welche Textstellen vergeben werden und wie diese interpretiert werden, ist stark von den Forschenden abhängig. Bereits bei der Durchführung der Gespräche ist ein starker Bias in mehrfacher Hinsicht eher die Regel als die Ausnahme. Was bedeutet es, dass ich als Europäer*in in Japan forsche? Welche Auswirkungen auf die Unterhaltung hat es, dass ich als Mann oder Frau mit meinem Gegenüber spreche? Insbesondere qualitative Erhebungsmethoden sowie die darauffolgende Analyse sind daher zu einem gewissen Grad von Subjektivität beeinflusst.

In einem weiteren Schritt müssen dann die zentralen Informationen und Aussagen aus den Interviews extrahiert werden. Ein mittlerweile gängiges Verfahren stellt das Codieren dar, welches sehr stark durch die Herangehensweise der *grounded theory* geprägt ist: Dazu ist es zunächst einmal wichtig, sich einen Überblick über die Interviews zu verschaffen. So kann man sich händisch Notizen machen, Absätze benennen, Gemeinsamkeiten zwischen den einzelnen Interviews aufzeichnen und unklare Stelle markieren. Dieser Schritt dient nicht dazu, eine detaillierte Analyse durchzuführen, sondern soll die Struktur des Materials zugänglich machen. Erst dann sollte mit dem eigentlichen Codieren begonnen werden. Udo Kuckartz versteht unter einem Code oder einer Kategorie einen „Bezeichner, ein Label, der Textstellen zugeordnet wird“ (Kuckartz 2010:57). Einzelne Worte, gan-

ze Sinneinheiten oder sogar Absätze können so mit einem oder mehreren Schlagworten – Codes – versehen werden, um anzudeuten, dass diese Gemeinsamkeiten aufweisen. Codes helfen, das diverse Material zu sammeln und verständlich zu machen. Welche Bezeichnungen man letztendlich für die Codes verwendet, hängt u. a. stark davon ab, ob man die Codes *deduktiv* (aus der Theorie oder anderen Studien abgeleitet) oder *induktiv* (aus dem Material selbst heraus generiert) gebraucht (Kuckartz 2010:60). Haben sich manche Codes in ähnlichen Studien immer wieder bewährt, so ist es vielversprechend, diese auch bei der eigenen Analyse zu verwenden. Zugleich, um der Vielzahl an Meinungen der Interviewpartner*innen gerecht zu werden, wird es kaum zu vermeiden sein, ‚neue‘ Kategorien aus dem Textmaterial zu benennen. All diese Schritte werden mittlerweile mit der Hilfe von Softwareprogrammen durchgeführt, wobei *atlas.ti* und *MAXQDA* zu den am häufigsten gebrauchten zu zählen sind. Diese Programme haben mitunter auch automatische Codierfunktionen, die zwar interessante Ergebnisse liefern können, niemals aber ein selbständiges Codieren ersetzen können¹.

Analytische Schärfe erhalten neu vergebene Codes, wenn sie mit den bisher vergebenen Codes verglichen werden und durch neue Erkenntnisse erweitert werden. Diese Methode des permanenten Vergleichs wurde von Glaser und Strauss in der *grounded theory* ausgearbeitet und prägt auch heute noch zahlreiche darauf aufbauende Methoden. Aufgrund der Komplexität der Datenlage – besonders bei mehreren Interviews und auch der Kombination mit anderen Datensorten – empfiehlt es sich, den Codiervorgang in zumindest zwei Schritten durchzuführen: Im Transkript werden zunächst ‚offen‘, also noch nicht durch spezielle Fragestellungen eingeschränkt, Codes vergeben. Bei Verfahren, die darauf abzielen, das Material zu verkürzen, können auch ganze Absätze mit Codes versehen werden, während bei Ansätzen, bei denen aus dem Material Theorien generiert werden sollen und die Kategorien daher zumeist induktiv erstellt werden, Zeile für Zeile angesehen wird. Hier gibt es auch Unterschiede bei der Funktion der Codierung: Möchte ich lediglich das Material reduzieren und zusammenfassen oder vergebe ich analytische Codes? Folgendes Beispiel aus einem 2018 durchgeführten Interview soll den Unterschied deutlich machen:

1 Für eine alternative Sichtweise → Grundbegriffe und praktische Zugänge zur Diskursanalyse

 Glück erfragen, Glück codieren

例 Interviewer: Was bedeutet für Sie Glück?

A: Nun, was Glück ist, darüber habe ich noch nicht so viel nachgedacht. Also, wenn die Frage lautet, was das Gegenteil von Glück ist, dann würde ich sagen Unglück.

Interviewer: Ja...

A: Also, was ist nun Unglück? Wenn man irgendwie Unglück verspürt, dann meine ich damit den Gesundheitszustand von einem selbst oder der Familie. Das ist so etwas wie die Basis, auch wenn man sich derer nicht so sehr bewusst ist. Gesund zu sein – das gilt nicht nur für die Region hier, sondern für ganz Japan – heißt *buji*. *Buji*, das „Nichts“ ist also im Glück enthalten, oder? Und das ist für mich die Basis. (Interview durchgeführt 2018 von Polak-Rottmann)

Wäre das einzige Ziel eine Reduktion bzw. Zusammenfassung der Passage, würde es beispielsweise genügen, „Glück als Abwesenheit von Unglück“ anzuführen. Offenes Codieren² hingegen versucht das hinter den Aussagen liegende Konzept analytisch zu erfassen. Hier wurden die unterstrichenen Teile der Reihe nach mit den Codes „kaum über Glück nachdenken“, „Glück über Unglück definieren“, „Gesundheitszustand als Basis für Glück empfinden“ bzw. „unbewusst Glück erfahren“ und „glücklich sein, wenn nichts passiert ist“ versehen. Die hier vorgestellten Codes stellen eine mögliche Variante der Codierung dar, aber mit Sicherheit nicht die einzige. Je nach zugrundeliegender Fragestellung werden auch andere Codes vergeben, aber bei diesen Beispiels-Codes ist ersichtlich, dass es sich einerseits um Verben handelt, und andererseits auch die Wortwahl der interviewten Person berücksichtigt wurde. Kathy Charmaz, eine der prominentesten Forscher*innen in diesem Bereich, empfiehlt immer in der Form von Handlungen zu codieren, da so am besten vermieden werden kann, lediglich zusammenfassende Aussagen zu treffen (Charmaz 2014:116). Durch diese Codes können sich Fragen ergeben, die man sich unbedingt sofort notieren sollte, da sie den folgenden Codierungsprozess beeinflussen werden. Beispielsweise wäre es in diesem Fall interessant, zu fragen, was denn auf dieser „Basis“ des Glücks aufgebaut werden kann.

In einem zweiten Schritt können die so vergebenen Codes dann miteinander in Bezug gesetzt werden und etwaige Schlüsselkategorien

² Der Begriff wird vor allem in der *grounded theory* bspw. nach Strauss verwendet (Strauss 1994), wobei aber *initial coding* von Kathy Charmaz in den wesentlichen Punkten auch damit übereinstimmt (Charmaz 2014).

en identifiziert werden³. Diese sind mit den meisten Codes verbunden und weisen auf besonders zentrale Elemente in den Daten hin. Relevante Passagen des Materials werden nun sukzessive mit diesen Kategorien verbunden, wodurch sich nach und nach zunächst noch unklare Zusammenhänge verdeutlichen.

Diese Codes müssen in einem letzten Schritt interpretiert werden. Während die im vorigen Absatz skizzierte Herangehensweise der *grounded theory* daran arbeiten würde, aus den Schlüsselkategorien eine Theorie zu entwickeln, macht es sich beispielsweise die Analysetechnik der *qualitativen Inhaltsanalyse* zum Ziel, durch eine *zusammenfassende*, eine *erweiternde* (Explikation) – wo zusätzliches Material zur Erläuterung herangezogen wird – oder eine *strukturierende* Ebene – wo bestimmte Aspekte extrahiert werden – das Material zu analysieren (Mayring 2015:67). Je nach Fragestellung kann es sinnvoll sein, Häufigkeiten bestimmter Codes zu benennen oder im Detail auf deren Kontext einzugehen. Jedenfalls sollte die Arbeit, die in die Erstellung und Vergabe der Codes gesteckt wurde, nicht ohne Ergebnis bleiben: Eine genaue Beschreibung der Codes ist daher unerlässlich. Wenn dieser Schritt die Muskeln darstellt, so ist die Interpretation der Ergebnisse vor dem Hintergrund der theoretischen Erläuterung das Blut, das durch die Adern fließt, um den Körper in Bewegung zu bringen.

Keine Analyse ist abgeschlossen, wenn sie nicht mit der Fragestellung und den damit verbundenen theoretischen Implikationen verbunden wird. Wovon bin ich eingangs ausgegangen? Wie lassen sich meine Ergebnisse in den Forschungsstand einordnen? Was hat meine Forschung Neues gezeigt? Eine Zusammenfassung der Ergebnisse allein macht noch kein Gesamtbild aus. Einen hilfreichen Ansatz diesbezüglich bietet die als Kritik bzw. Weiterentwicklung der *grounded theory* entstandene *Abductive analysis* von Tavory und Timmermans (2014). Sie ist ein Versuch, Theoriebildung und Theorietestung in einen Kreislauf zu bringen und somit die (induktiven) Momente des Entdeckens und die (deduktiven) Momente der Reflektion und des Abgleichens durch Kreativität und die alltägliche menschliche Praxis der Bedeutungskonstruktion („constructing meaning“, ebenda.:22) zu verbinden. Die Autoren wenden dazu die Semiotik von Charles S. Peirces an, um zu zeigen, dass die Auswertung qualitativer Forschung (z. B.

³ Für die detaillierte Vorgehensweise vgl. Charmaz 2014 oder Corbin/Strauss 2015.

Interviews) sowohl Unvoreingenommenheit und Offenheit benötigt, aber ebenso sehr von einem ausgedehnten und diversen Vorwissen (Theoriewissen) profitiert (ebenda:131–132). Diesem Ansatz folgend gibt es keine Hierarchie zwischen induktiven und deduktiven Verfahren, sondern die Notwendigkeit der Balance und Wiederholung (Iteration), um qualitative Daten sinnvoll analysieren zu können.

Basisliteratur zu Coding und Inhaltsanalyse



Charmaz, Kathy

2014 *Constructing Grounded Theory*. Los Angeles [u. a.]: SAGE.

Flick, Uwe

2016 *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*, 7. Auflage. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch [¹1995].

Gläser, Jochen und Grit Laudel

2010 *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse: Als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen*. Wiesbaden: VS.

Mayring, Philipp

2015 *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken*, 12. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz [¹1982].

Fazit

Es gibt definitiv kein ‚japanologisches Interview‘ als Methode, aber qualitative Interviews sind ein fester Bestandteil der sozialwissenschaftlichen japanologischen Forschung. Darüber hinaus gibt es linguistische und soziokulturelle Aspekte zu beachten und Praktiken zu beherrschen, um ein Interview in Japan in japanischer Sprache und sozial akzeptierter Weise führen zu können. Wie immer in der sozialwissenschaftlichen Forschung ist professionelles Auftreten und Handeln geboten, aber als Mensch unter Menschen ist Perfektion eine nicht zu erreichende Größe. Umso wichtiger ist es, den Interviewpartner*innen immer mit Respekt zu begegnen und deren Gesprächsbereitschaft als ein großzügiges Entgegenkommen wertzuschätzen. Zugleich gilt es auch, stets im Hinterkopf zu behalten, dass ein Interview durchzuführen bedeutet, eine wissenschaftlich anerkannte Methode zu verwenden. In diesem Beitrag wurde deutlich, dass es trotz der für den qualitativen Forschungsprozess essentiellen Offenheit wichtige Überlegungen und Regeln gibt, die beachtet werden müssen. Um das erhobene Datenmaterial auch sinnvoll und nachvollziehbar verwenden zu können, müssen sich Forscher*innen, die mit qualitativen Interviews

arbeiten, stets damit auseinandersetzen, auf welchen theoretischen Überlegungen sie ihre Methodenauswahl aufbauen, welche Fragen sie an Interviewpartner*innen stellen, welches Sample sich dafür eignet, welche Analyseverfahren für die Forschungsfrage herangezogen werden soll und welche ethischen Komplikationen mit der eigenen Forschung einhergehen. Kurz gesagt: Auch Offenheit und Spontaneität sollten bewusst als Aspekte der Forschung bedacht werden.

Einführende Werke zu Interviews als Methode

- 文 Dittmar, Norbert
 2002 *Transkription: Ein Leitfaden mit Aufgaben für Studenten, Forscher und Laien*. Opladen: Leske + Budrich.
- Gubrium, Jaber F., James A. Holstein, Amir B. Marvasti und Karyn D. McKinney (Hg.)
 2012 *The SAGE handbook of interview research: The complexity of the craft*. Thousand Oaks: SAGE.
- Helfferich, Cornelia
 2005 *Die Qualität qualitativer Daten: Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Lamnek, Siegfried und Claudia Krell
 2016 „Qualitatives Interview“, *Qualitative Sozialforschung: Mit Online-Material*. Weinheim und Basel: Beltz, 313-383.
- Misoch, Sabina
 2015 *Qualitative Interviews*. Berlin: de Gruyter Oldenbourg.

Bibliographie

- Brinkmann, Svend und Steinar Kvale
 2018 *Doing interviews*. Los Angeles [u. a.]: SAGE.
- Cleary, Michelle, Jan Horsfall und Mark Hayter
 2014 „Data collection and sampling in qualitative research: Does size matter?“, *Journal of Advanced Nursing* 70/3, 473–475.
- Corbin, Juliet und Anselm Strauss
 2015 *Basics of qualitative research: Techniques and procedures for developing grounded theory*. Los Angeles [u. a.]: SAGE.
- Charmaz, Kathy
 2014 *Constructing grounded theory*. Los Angeles [u. a.]: SAGE.
- Edworthy, Judy Reed, Elizabeth J. Hellier und J. Rivers
 2003 „The use of male or female voices in warnings systems: A question of acoustics“, *Noise & Health* 6/21, 39–50.
- Flick, Uwe
 2016 *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*, 7. Auflage. Hamburg: Rowohlt [1995].

- Froschauer, Ulrike und Manfred Lueger
2003 *Das qualitative Interview*. Wien: Facultas.
- Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss
2010 *Grounded theory: Strategien qualitativer Forschung*. Übers. v. Axel T. Paul und Stefan Kaufmann. Göttingen: Hans Huber.
- Gläser, Jochen und Grit Laudel
2010 *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse: Als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen*. Wiesbaden: VS.
- Hermanns, Harry
2017 „Interviewen als Tätigkeit“, Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*, 12. Auflage. Hamburg: Rowohlt, 360–368 [12000].
- Holdgrün, Phoebe und Barbara Holthus
2016 „Babysteps toward advocacy: Mothers against radiation“, Mark R. Mullins und Kōichi Nakano (Hg.): *Disasters and social crisis in contemporary Japan: Political, religious, and sociocultural responses*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 238–266.
- Hopf, Christel
2017 „Qualitative Interviews: Ein Überblick“, Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*, 12. Auflage. Hamburg: Rowohlt, 349–360 [12000].
- Kleining, Gerhard
1994 *Qualitativ-heuristische Sozialforschung: Schriften zur Theorie und Praxis*. Hamburg: Rolf Fechner.
- van Koolwijk, Jürgen und Maria Wieken-Mayser (Hg.)
1974 *Techniken der empirischen Sozialforschung Bd. 4: Erhebungsmethoden: Die Befragung*. München und Wien: Oldenbourg.
- Kottmann, Nora
2016 *Heirat in Japan: Romantische und solidarische Beziehungswelten im Wandel*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kuckartz, Udo
2010 *Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten*. Wiesbaden: VS.
- Lamnek, Siegfried und Claudia Krell
2016 *Qualitative Sozialforschung: Mit Online-Material*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Marshall, Martin N.
1996 „Sampling for qualitative research“, *Family Practice* 13/6, 522–526.
DOI: <http://dx.doi.org/10.1093/fampra/13.6.522>.
- Mayring, Philipp
2015 *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken*, 12. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz [1982].
- Merton, Robert K. und Patricia Kendall
1956 *The focussed interview*. Glencoe: Free Press.
- Morse, Janice M.
2012 „The implications of interview type and structure in mixed-method designs“, Jaber F. Gubrium, James A. Holstein, Amir B. Marvasti und Karyn D. McKinney (Hg.): *The SAGE handbook of interview research: The complexity of the craft*. Thousand Oaks: SAGE, 193–204.
- Rosenthal, Gabriele
2002 „Biographische Forschung“, Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*. Bern: Huber, 133–147.

- Roulston, Kathryn
2014 „Analysing interviews“, Uwe Flick (Hg.): *The SAGE handbook of qualitative data analysis*. Thousand Oaks: SAGE, 297–312.
- Talmage, John B.
2012 „Listening to, and for, the research interview“, Jaber F. Gubrium, James A. Holstein, Amir B. Marvasti und Karyn D. McKinney (Hg.): *The SAGE handbook of interview research: The complexity of the craft*. Thousand Oaks: SAGE, 193–204.
- Tavory, Iddo und Stefan Timmermans
2014 *Abductive analysis: Theorizing qualitative research*. Chicago [u. a.]: Univ. of Chicago Press.
- Schütze, Fritz
1977 *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen (MS)*. Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien.
- Steger, Brigitte
2004 *(Keine) Zeit zum Schlafen?: Kulturhistorische und sozialanthropologische Erkundungen japanischer Schlafgewohnheiten*. Münster: Lit-Verl.
- Strauss, Anselm L.
1994 *Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Wilhelm Fink.
- Wadoku
2019 „あいづち aizuchi“, *www.wadoku.de - Japanisch-Deutsches Wörterbuch*. URL: <https://www.wadoku.de/entry/view/1837025> (16.11.2019).
- Witzel, Andreas
2000 „Das problemzentrierte Interview“, *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 1/1. DOI: <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-1.1.1132>.

